

DER EIGENE

EIN BLATT FÜR MÄNNLICHE KULTUR

VIII
1921
1922
JAHRG.
IX.



HERAUSGEBER ADOLF BRAND

DER EIGENE

EIN BLATT FÜR MÄNNLICHE KULTUR

VIII

1921

1922

1923

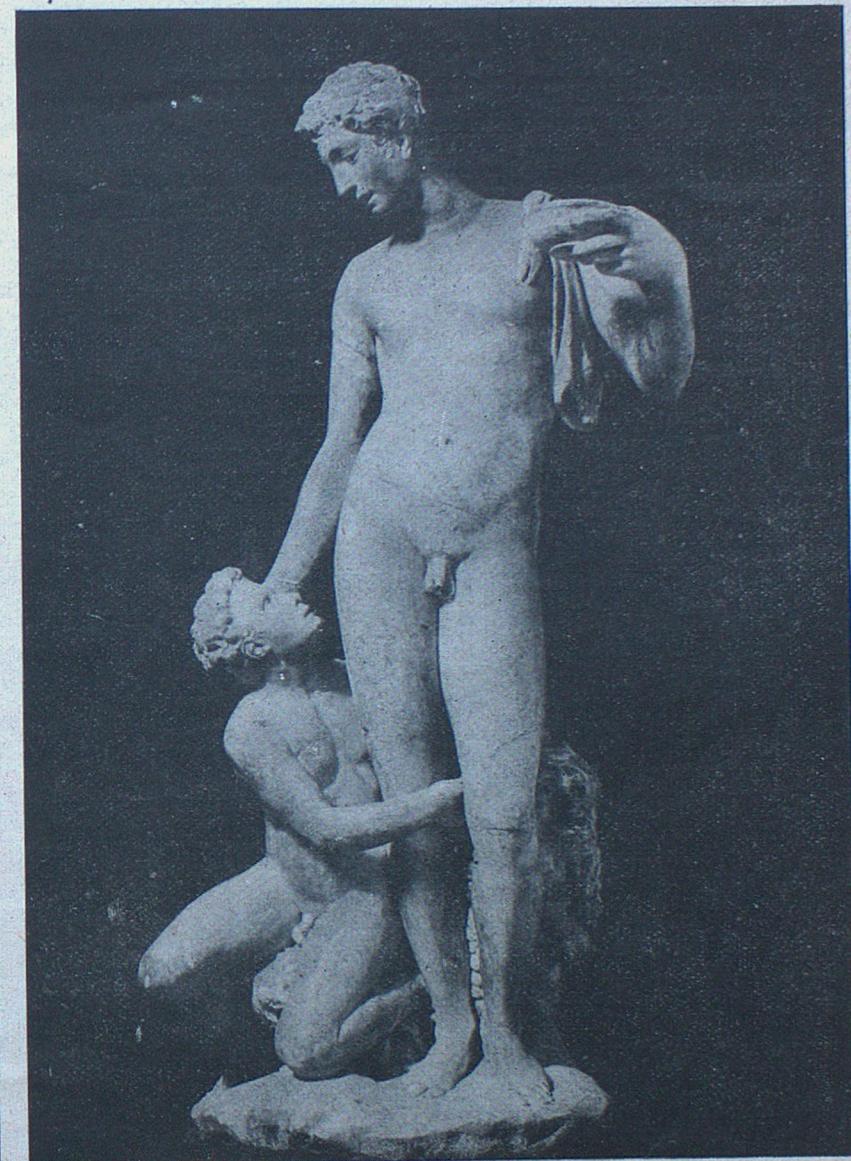
JAHRG.

IX

ADOLF BRAND * DER EIGENE * KUNSTVERLAG
WILHELMSHAGEN BEI BERLIN

DEM TREUEN FREUNDE UND
FÖRDERER DES EIGENEN IN
SCHANGHAI IST DIESES
HEFT GEWIDMET.

DER EIGENE



BACCO E AMPELO O ACRATO
FLORENZ - UFFIZIEN

SANKT JOHANNISMINNE
EIN OSTERBILD AUS DER ZEIT DER ERLÖSUNG
(NACH EINER ALTDEUTSCHEN LEGENDE)
FRANZ LECHLEITNER

Es war einer, der stand mit blonden Haaren im Judenvolke; das war Johannes, der Galiläer.

Ueber den See Genezareth zog der Abend her. Schwüle lag über dem Palmenwald. Die ferne Wüste dampfte. Die dürren Dattelwedel rauschten zusammen. In den Halmen knisterte der Wind.

Ueber dem Seeboden brannte der Himmel.

Mitten in dem Brände schwamm die Sonne. Sie war weissglühend. Aber wohin sie schien, goss sie Feuer aus, schwüles Feuer über Wasser und Luft.

Die Felsen brannten im Land.

Nur wo das Wasser des Sees heranschlug, gab es Kühlung. In dem matten Rausche des Abendschlummers neigte sich das schwere Halmenüppicht zur Flut, die dürren Schilfstengel schüttelten ihre langen Blätter.

Durch den Palmenwald stieg der Galiläer. Müde schlich er sich hin. Er war traurig. Sein Wanderrock war staubig. Der heisse Wüstendampf der Strasse brannte ihm im Fuss.

Vor seinen Sinnen gaukelten noch die Bilder der schimmernden Priesterstadt: Die schwarzen Markthallen und die stinkenden Krämerhöhlen, die Römersäulen und die Wehrtürme, die Geldstuben, die Opferhöfe, die weite Zionsburg — die Wohnung des Allmächtigen Jerusalem!

Der Jüngling stiess den Stock in die spröden Erdschollen. Vor ihm tat sich das Gestriipp auseinander. Der See glühte ihm entgegen, die Sonne brannte, die Steinberge flimmerten im roten Feuerdampfe des Himmels.

Er schritt füraus. Da stand er auf dem Hügel. Der Weinstock rankte darum, schwer wogte die Saat auf. Ueber dem Boden wucherte das derbe Geäst der Schlingfeige.

Drunter am See sass das Volk zwischen dem Schilf und den Palmen. Es waren die Kähne herangezogen und die Boote an den Strand gelegt. Da sass Volkes viel auf den Schiffen und am Ufer.

Der Herr sprach. —

Ueber Johannes, den Galiläer, kam es wie eine milde Wehmut. Er getraute sich nicht zu regen und nicht zu richten. Er schaute der Sonne entgegen. Da sank sie brennend hinein in den roten Dunst des Himmels. Das Feuer verlöschte langsam über dem See.

Ein kleines Haus, überrankt von Feige und Rebe, stand in einem Gärtnchen bei der Stadt.

Als der Jüngling herankam, hörte er es weinen darin. Lange stand er an dem Feldzaun, bis die Frau ihr Haupt hob. Dann trat er in das Gärtnchen und setzte sich an den Trog zur Frau.

»Mutter, du weinst?«

Die Frau breitete die Hand über die blonden Locken des Galiläers.

»Gott lässt die Liebe unter Tränen zur Welt kommen!«

»Wir lieben, dass wir leiden!«

»Johannes — es will Ostern kommen!«

»Zu Jerusalem im Tempel stecken sie die Palmen aus — — Ostern kommt, und seine Mutter weint?«

»Johannes — bleibe bei ihm! Er liebt dich!«

Er legte sein Haupt an ihren Schoss.

»Mutter! — — —

*

*

*

JOHANNISMINNE

Die Leute waren vom See gezogen.

Die blaue Nacht schlief auf. Heimlich still war es über dem Land. Nur drunter an dem See rauschten die Palmen auf. Das Uferschiff brauste. An den Strand klopften die Wellen.

Im Boote lag der Jünger bei dem Herrn.

Jesus löste das Ankereisen. Sie trieben hinaus über den See.

Lange schaute Johannes auf zu dem Herrn. Das dunkle Auge blickte ihn an mit einer Welt von Liebe und Treue — das Auge des Herrn.

Dreimal wollte der Jünger es sagen, was ihm aus dem Herzen drängte. Dreimal hielt er es zurück. Als es übermächtig in ihm rang, da fasste er nach der Hand des Freundes.

»Herr!«

»Johannes! mein Kind!«

»Sie ist ins Elend kommen!«

Jesus legte ihm die Hand auf das Haupt.

»Magdalena liegt im Schmutz! Sie war mir lieb!«

Der Herr schaute nieder zu seinem heftig schluchzenden Jünger, aus dem es hervorstöhnte: »Es sind die Krämer über sie gekommen — zu Jerusalem bietet sie ihren Leib aus! — — Herr! es will Abend werden!«

»Es ist Abend, Johannes!«

Johannes blickte empor zum Herrn. Dieser war traurig wie der Kummer einer ewigen Welt.

Der Jünger fuhr fort:

»Als wir zu Kanaan Hochzeit machten, schafftest du uns süßen Wein. Dann rießt du mich fort mit der Gewalt deiner Seele — fort von meinem Leben — fort von meinem Weib! Dein Auge schaffte mir das Heil. Ich bin dir gefolgt, treu nachgeschlichen deinem Fuss — ich bin zum Kinde geworden in deiner Seligkeit — du hast mir in dir das Himmelreich gegeben! — — Herr! — sie ist elend geworden — der ich lieb war!«

Es war still über dem See.

»Johannes!«

Der Herr hielt seine Hand über des Jüngers Haupt.

»Mein Kind! Mein Freund! Ich will erlösen! Johannes heisst die Liebe — Johannes heisst der Glaube — — Johannes heisst mein Reich! —

Als sie hernach unter den Gebüschen des Gartlein den Bratfisch assen, geschah ein langes Schweigen. Nur die Gedanken redeten miteinander. Johannes wusste, dass diese Gedanken von der Liebe redeten. Er schaute auf durch die dunkeln Palmenblätter.

Ueber ihnen glänzten die Sterne in der Nacht und auch diese Sterne redeten miteinander — in der Sprache des Herrn. Sie redeten der Mutter von einer grösseren, gewaltigeren Liebe, die ausgeht von Einem Herzen über die ganze Welt. Und dem Freunde redeten sie von einem Reichtum in der Ohnmacht und von einer Erlösung in dem Leide. Und überdas redeten sie von einem Königtume, stolzer denn der gleissende Tempelprunk Zions, der Priesterstadt und des Krämerhofes: sie redeten von dem Lichte in der Welt.

Als der Jüngling im Traume lag, sah er den Herrn heransteigen durch die glänzenden Stadtkammern zu einem sündigen Weibe; das lag im Golde der Krämer.

* * *

*

*

Es war am goldenen Sabbath.

Alassar Semir kam aus dem Tempel. Er war es, der die Schätze und Spenden zu verwahren hatte, die Opfer zu verwalten. Auch die Kaufgeschäfte des Tempels hatte er in Händen. Heute lachte das schmale, schwarze Auge über der Hakennase: Der phönische Weihrauch und der persische Sammet waren im Preise gesunken — der Ueberschuss blieb in des Schatzmanns Händen. Auch Dichter war Alassar Semir. Seine Psalmen wurden im Tempel gesungen; dafür nannte er das dreissigste der Opfer sein Eigen.

Auch Philosoph war Alassar Semir. Im Hohen Rate hatte er bewiesen, Wort an Wort aus den Schriften, dass das Reich Davids in Erfüllung gehe,

sobald der Segen Kanaans einziehe in alle Teile der Welt. Nur mit dem Worte der Propheten dürfe man es in der neuen Zeit nicht mehr so genau nehmen — es müsse mehr Freiheit in das Streben kommen. Und einer stehe vor diesem Streben, aufhaltend, hemmend, das Volk verführend: ein Tempelrabe habe er ihm den Tod geschworen, dem Betrüger von Nazareth. Aus dem Tempel habe dieser die gewaltigen Herren des Marktes getrieben, mit Lästerhändlern suchte er die Freiheit Israels herabzusetzen, das Gold. Das hatte Alassar Semir gesagt am goldenen Sabbath.

Jetzt trippelte er in ein niederes Haus. Ein dicker Balsameruch quoll aus einem Gemache. Auf weichen Sammetteppichen, Resten aus dem Tempelvorrat, lag das schöne Weib mit dem langen Haar. Vom offenen Busen herab wallte das lose, safrangelbe Gewand weit über den Boden hin. Die Arme gruben sich spielend in farbige Pelzkissen.

Im Tempelhofe, da wo sie das Geld wechselten von syrischem Silber in römisches Gold und die Werte der Wollballen bestimmten auf den Rheden von Tyrus und Joppe, ward der Name des schönen Weibes genannt von den schmalen Lippen der reichsten Kaufherren.

Kerim Meir, der Oelkrämer, lag jetzt auf den Sammetteppichen neben dem Weibe und hatte seine Fleischwülste bedachtlos an ihren schönen Leib herangeschoben.

Auf einem Polster sass Kohem Molossar, der Purpurhändler. Seine magere, blaugefärbte Hand strich tändelnd über den nackten Fuss des Weibes.

An der Wand lehnte der junge Sirrah Mesarthim, der Schriftgelehrte. Sein scharfes, glänzendes Auge frass begehrlich den Glanz, den das lange, wellige Haar ausstrahlte, die blonde Schulter, das flimmernde Auge, der volle Mund.

Alassar Semir trat ein. Wie eine aufgeschwollene Viper strich er über die Teppiche. Er kam mit Gold. Es gleisste in seiner Hand. Sogar Steine waren dabei, rote und grüne und natterfahlgelbe.

Die Anderen rückten fort von dem Weibe. Wenn Alassar Semir Gold brachte, war er der König in diesem Gemache. Plump liess er sich auf die Pelzkissen fallen. Er nahm ein Goldband und kettelte es um den Hals des Weibes. Grell funkelten die roten Steine auf dem weissen Rücken. Ein heiseres Lachen zitterte vom Mund des Krämers. Mit seiner fleischigen Maklerhand drückte er kosend die flimmernden Steine in den schneiigen Schein des nackten Busens.

Und er lachte wiehernd.

Und es lachte auch Kerim Meir, und es lachte Kohem Molossar, der Purpurhändler.

Nur Sirrah Mesarthim schaute finster auf das lustern spielende Weib. Da rauschten die Teppiche auseinander.

Vor den Krämern stand der Herr.

»Magdalena!«

Das Weib fuhr auf. Vom nackten Halse riss es das Goldband. Eilig sprang es auf von den Polstern und stürzte, sich krümmend, vor die Füsse des Nazareners. Der legte milde seine Hand in das Haar des Weibes. Seinen dünnen Mantel breitete er über ihre nackten Schultern und um die weisse Brust.

»Johannes sucht dich!«

Das Weib stöhnte auf.

»Johannes!«

Ein wildes Weinen schluchzte hervor unter dem Mantel des Herrn. Auf den Polstern sassen lauernd die Krämer.

Semir gedachte des Tages, da er den Palmstock in seinem Gesichte gespürt, als er im Tempelhof gehandelt hatte. Er wollte lachen, aber er knurrte nur. Er spie nach dem Eingang hin.

Dort verliess der Herr mit seinem Schützlinge das Gemach.

»Kreuzigen könnte ich ihn!« kreischte Kerim Meir, der Oelkrämer, in giftiger Wut.

Und es war der Tag, da sie ihn kreuzigten, den Prediger vom See Genezareth. Er hing droben mit zerschundenem Leibe, die Nachtschwüle trank den blutigen Hauch von seinem sterbenden Munde.

Unten am Pfahle lag das Weib. Das lange Haar war eingetrocknet in das Blüt, das herabtropfte an dem Holze. Um den Hals des Weibes hatte ein blonder Jüngling seinen Arm geschlungen. Es war Johannes, der Galiläer.

Der Morgen kam.

Von der Stadt herauf strömte es nach dem blutigen Golgatha.

Im roten Tempelgewande strich Alassar Semir vorbei, der Philosoph und Psalmist. Ganz nahe trat er heran an das Kreuz. Er erkannte das Weib. Er lachte. Als er seines verprassten Goldes gedachte, wollte er auf sie speien. Aber er war Weltmann — heute wollte er keinen Zeugen haben. Vergnügt wandelte er weiter.

Aber Kerim Meir, der Oelkrämer, spie auf das Weib, und es spie auch Kohem Molossar, der Purpurhändler, darauf.

Sirrah Mesarthim stand davor und schwieg. Vom Blute des Gekreuzigten sah er das Haar verklebt, für das die Schacherer des Tempels Balsams nicht genug hatten erkauften können. Er wollte das Haar lösen, unter dem er einmal Wollust getrunken. Da fühlte er etwas Heiliges auswehen vom Kreuzespahl. Er wandte sich ab. Dumpfbrütend schritt er dem Abhang des Berges zu.

In der Finsternis lagen die Beiden weinend unter dem toten Herrn. Sie dachten, wie sie zu Kanaan sassen bei der Hochzeit. Warum hatte der Herr sie in das Elend geschickt?

Der Jünger schaute hinauf zum Kreuze.

Ein milder Glanz ging davon aus und zitterte leise herab auf die Vereinigten.

Und durch die Dämmerung schien es wie eine heimliche Predigt zu gehen: »Ueber die Welt geht hinaus, was wir die Liebe nennen!«

Johannes dachte an die Nacht, da er mit dem Herrn über den See fuhr. Er hatte ihm die Liebe gegeben — er, der der Heiland wurde.

An diese Liebe dachte Johannes. Da fühlte er die Erlösung herabsteigen von dem Kreuze in sein Herz.

Ferne, aus der Felsenwüste des toten Meeres, stieg der erste Stern auf.

Es glänzte etwas Wundersames nieder durch die blutige Nacht der Erlösung: aus der freien Welt der Seelen leuchtete es morgenstark hinein in die graue Welt nebliger Erschaffung. Ein heiliges Erlösungswunder: Die Menschen nennen es Freundschaft und die Engel nennen es Sankt Johannisminne.

MEIN KNABE
VON FRANZ LECHLEITNER

Einst mit kindlichem Gebet
Lag ich vor der Majestät,
Suchte Gottes Hand zu fassen
Fromm in Leid und Not und Hassen.
Ach, mein Beten und mein Lieben
Hatten sie mir bald vertrieben,
Hatten bald mit ihrem Schmachten
Fortgekeilt all mein Trachten,
Lallten hier ihr frömmelnd Schwätzchen,
Krallten dort die Pfaffentatzen,
Bis in Kirchendampf zerflossen
Jeder Strahl des reinen Lichts:
Statt der selgen Himmelsrosen
Griff ich in ein leeres Nichts.
Dann mein still Aposteltum
Weihst ich meines Volkes Ruhm,
Suchte ganz mich zu versenken
In der Vorzeit heilges Denken,
Schaute gross die Volkesseele
Ohne Kümmernis und Fehle.
O, sie kamen bald mit Geifern,
Die das Beste blind beeifern,
Die mit blöden Marktgrimassen
Schal der Zeiten Schwung verpassen.
Und das heiligste der Lieder
Blutete vom Pöbelmord:
Scheu zurück ins Herze wieder,
Freiheit, flüchtete dein Wort!
Was mir süss in Sinnen lag,
Alpenmai und Wandertag,
Froher Heimat Sangeswelle,
Schwer erkämpften Friedens Helle,
Hab ich manchem Weggenossen
Ins Gedanken treu geschlossen.
Manchem reichte ich die Hände,
Dass er sich von mir nicht wende
In der Stunde, da die Geister
Brünnig lezzen nach dem Meister,
Strebte, dass ich meine Lieben
Ganz nach ihrer Liebe pfleg:
Ach, wo seid ihr doch geblieben?
Einsam wandl ich meinen Weg!
Rast ich nun des Abends spät,
Reg die Hand ich zum Gebet
Auf ein Haupt, das liebgedränget
Sich an meinen Busen hänget.
Und in eines Auges Reine
Schau ich, bis ich selig weine.
Und an eines Mundes Blühen
Hang ich, bis mein Herz will glühen.
Ganz in eines Wesens Nähe
Flucht ich mich in meinem Wehe.
Himmelsrosen, Volkesschwingen,
Freundessinn — bald Ernst, bald Spott.
Lasst mich beten, lasst mich singen:
O mein Knabe — du — mein Gott!

DER VERBORGENE STROM
VON EUGEN LUDWIG GATTERMANN

1

Von den Brunnen will ich erzählen, deren Wasser heimlich durch die Nächte plätschern, von den Strömen, die sich tief im Verborgenen hinziehen und nie an das Licht des Alltages emporsteigen, die nur dem Auge sichtbar sind, das die ewige Nacht nicht scheut. So steigt der Wanderer in die tiefe Grotte hinab, tastet sich in lange Gänge hin, die so lichtlos sind, dass selbst das Licht in seinen Händen nur einen trüben Schein wirft, nur seinen kleinen Umkreis erleuchtet, wo es sich über die Wände des Gesteins und den schmalen Gang hinspinnt und alles unwirklich und traumhaft erscheinen lässt. Da zögert des Tastenden Fuss — erschreckt hält er inne — wie ein Blitz flirrt es vor ihm auf. Wasser . . . Wasser . . . Ein Strom rauscht ihm vorüber . . . Aber er weiss nicht, woher er kommt, weiss nicht, wohin er geht. Nur ein kleines Stück der bewegten Fläche sieht er blitzten und blinken und erkennt, dass auch hier im Verborgenen die Wasser noch gehen . . .

Es war in der Zeit der bitteren Tage, da der grosse Blutstrom noch jung, noch im ersten Plätschern auf die Felder herniederfloss und zum schauerlichen Strome anschwoll, über dem das Jammern und Weinen, der Gram und die Verzweiflung wehten, umgetrieben vom Wirbelwind des Schicksals, wie die Verdammten in Dantes Hölle. Und während die Begeisterung langsam aus den Bahnen zurückkehrte, die zu glühenden Himmeln emporrissen, und aus der Tiefe her das Grauen vor dem grossen Sterben aufwuchs, gingen sie daheim der gewohnten Arbeit nach, blickten aus dem Alltag staunend und bangend in all das fremde, furchtbare Treiben und warteten auf die kurzen Zeilen, die von Zeit zu Zeit zu ihnen herüberflatterten:

»Es geht mir noch immer gut . . .«

Eines Tages aber kam das lang Gefürchtete, kam ein Telegramm des Regiments, das in kargen Worten von einem jungen Adjutanten erzählte, der heissblütig sich in den fiebernden Kampf gestürzt hatte, ein verlassenes Maschinengewehr zu bedienen, Tausende zu retten vor dem niederstampfenden Verderben. Nun lag er schwer verletzt in einem Lazarette, weit in Feindesland. Nicht in Lebensgefahr, sagte das gelbliche, unscheinbare Blatt. Nicht in Lebensgefahr . . .

Am andern Tage traf ein Karte ein, vom Burschen geschrieben, von ihm selber dem Burschen in die Feder diktiert. Mutige Worte des Trostes, die auf das Schicksal der Andern hinwiesen, warme Worte der Liebe, Worte der Hingabe.

»Ich bin nicht in Gefahr.«

Da stand in steilen Zügen, von zitternder, ungeschickter Hand geschrieben, der Name am Fusse der Zeilen, das kurze Wörtlein: Fritz. Tage vergingen ohne Nachricht . . .

Aber im Schlafe, im Traume der Nacht, erfuhr Cornelis die Wahrheit. Seine Seele war wach wie am Tage, nicht festgebannt an den erdschweren Leib schritt sie auf den verborgenen Wassern hin, die mehr Erkenntnis bergen als alle Lichtströme des Tages . . . Und während er hinwandelte durch fremde Gegenden, zwischen Bergen hin und Wiesen, trat der Bruder, der Freund, zu ihm und sprach ihn an. Heim wollte er, heim. Und sie gingen zusammen den Weg ins Elternhaus.

Wie lieb er es hatte . . . Wie er darin wurzelte . . . Ueber jeden Gegenstand liess er streichelnd seine Hand gleiten, über Stühle und Tische und Bücher und Bilder.

Dann trat er ans Fenster zu den Blumen, die er einst selbst aus dem Samen gezogen hatte, einst, als er noch ein Gymnasiast mit weisser Mütze war . . . Da standen zwei Fieberheilbäume, die ihre grossen weichbehaarten

DER EIGENE

Blätter hängen liessen. Besorgt trat er heran und tastete über die Erde, die sich nach Feuchtigkeit sehnte. . . Und von den Fieberheilbäumen wandte er sich den sechs Zitronenbäumchen zu, deren Kerne er als Tertianer in die Erde gesteckt hatte. Die waren noch frisch und grün und hoben ihr glänzendes saftiges Laub lebensfroh in das Licht empor.

Lange stand er da und blickte auf sie hernieder. . . wandte sein Gesicht trauervoll zum Himmel empor, in das weite unendliche Blau. . .

Und wie er stand und hinausblickte, ging über Cornelis wie ein Erwachen die Erinnerung an die schwere Wunde, die ihm das verlorene Stück einer Granate in den Rücken gerissen hatte, war ihm, als sähe er brennendes Rot durch die Kleider kindurchleuchten. Zu dem Bruder trat er, presste schüttelte den Kopf und ging. In diesem Augenblick wusste Cornelis, dass er nicht mehr unter den Lebenden weite.

Nach Wochen erst ward ihm Gewissheit, nach Wochen bangen Wartens, quälenden Harrens. Während die Sturmhörner gellten und der Feind wütend anlief, während Gewehrfeuer wieder aufhämmerete und die Granaten krachend krepierten, war er in der Kirche zu Sennones dem Uebermass seiner Leiden erlegen, hatte sich in schwerem Kampfe aus Jammer und Elend losgerungen. Ohne Hoffnung, ohne Trost, von feindlichen Siegfanfaren umschmettert.

2.

Tage kommen, die den Geist stumpf machen und den Blick nach innen verriegeln. Tage, wo der Leib erschöpft ist von Märschen und ungewohnter Anstrengung, wo er des Abends zu einem bleiernen, totenähnlichen Schlafe auf den staubgesättigten Papiersack im Schmutz der Kaserne sinkt, wo das Gehirn nicht die Fähigkeit hat, ein Zipfelchen von dem, was die Seele in ihrem wanderungsreichen Zustande der Freiheit erschaut, in das wache Leben des Alltags hinüberzutreten.

Oft, wenn Cornelis des Nachts auf Wache stand an den kahlen Forts und nach Westen blickte, wo am weiten Horizonte hin die Feuer aufleuchteten, rot und blutig, und wieder ins Dunkel sanken, . . . wenn über ihm in den Wolken von der Stadt her die langen weissen Arme der sieben Scheinwerfer gespenstig hintasteten, lauschte er auf nach dem Donner der Geschütze, deren Schein er sah, dachte an den toten Bruder . . . Aber er fand seine Wege nicht. Selbst nicht, wenn er sich im engen Wachtraum zu unerquicklicher Ruhe hinstreckte. Mit schwerem, leeren Kopfe, einen widerlichen, faden süsslichen Geschmack im Munde, erwachte er, so oft ihm ein gütiges Schicksal die Augen schloss und ein paar Stunden des Schlafes gönnte.

Erst als ihn die tiefe Ruhe eines Gebirgslazarettes umging, eines stillen schönen Heims in der Heimat, als Wald und Wiesen wieder ihn umgaben und die Quellen der Natur wieder ihm rauschten und zu ihm sprachen, fand er den Weg zu sich selbst zurück, blieb ihm die Erinnerung, wenn zur Nacht seine Seele ihre eigenen Pfade ging.

Da kam das schöne blühende Leben und zog ihn wieder in seine Kreise. Das Elternhaus sandte seine Grüsse, schickte allwöchentlich junge Freunde mit der weissen Mütze schwerbepackt heraus. Und die blitzenden Stahlräder liefen aus der Ebene in die Berge und brachten den Abgeschlossenen droben Frohsinn und Jugend in die einsamen Wälder, brachten ihnen in die ferne Stille reiches Leben.

In diesen Tagen war es, dass er dem Toten auf einer Wanderung zum zweiten Male begegnete. Unter hohen schattenden Buchen schritt er hin, einen Grund hinab, in dem ein Quell entsprang und murmelnd durch Erlengebüsch sich seinen Weg bahnte. Da sah er ihn zur Rechten auf einer freien Anhöhe stehen und über das Land blicken, versunken in ferne Gedanken. . .

Durch das Gebüsch arbeitete Cornelis sich hindurch und schritt die Anhöhe hinan, aufschauend nach ihm, dessen Silhouette sich scharf vom

DER VERBORGENE STROM

Himmel abhob. Und da er droben anlangte, wandte der Andere sich ihm zu, grüsste ihn, als habe er ihn längst erblickt.

»Endlich . . .« flüsterte eine bekannte Stimme. »Endlich bin ich wieder daheim. Endlich habe ich Urlaub. . .«

Und er zeigte Cornelis von dem kahlen Gipfel aus die Berge und Höhen der Heimat, das stahlgefügte Kreuz im Süden und ferne den graudunstigen Berg der Geister, den Blocksberg, den Brocken. Er wies über das Tal hinweg auf die jenseitigen Kuppen, mit einem Blick voll Liebe und Sehnsucht.

»Dort liegt unsere Heimatstadt. . .«

Cornelis verstand, was in diesen wenigen Worten lag. Alles verstand er. . . Hatte er nicht selbst vor wenigen Tagen noch mit einem Kameraden, der seine Stadt kannte, der als andidat Lehrer der jungen Burschen mit den weissen Mützen gewesen war, hatte er nicht selbst mit jenem auf dem Turme einer alten Ritterburg gestanden und hinüber zur Ebene geschaut, ohne seinen Blick nach rechts oder links zu wenden, wo die grünenden Täler des Gebirges aufleuchteten, und die gleichen Worte gesprochen wie er?

»Sie lieber ihre Heimat grenzenlos wie ein Schweizer. . .«

Immer noch umklangen diese Worte ihn und sangen ihm wie ein Rausch in den Ohren. . .

Während sie standen, Cornelis und der Bruder, und hinüber sahen in die Gegend, wo ihre Heimatstadt fern hinter den Bergen lag, trat vor ihnen aus dem Gehölz einer der Jungen mit weisser Mütze, grüsste und schritt heran.

Und der Tote erkannte ihn, lächelte schwach und reichte ihm die Hand.

»Erinnerst du dich noch an Cornelis Geburtstag?« fragte er versonnen. »Du warst noch Tertianer. Da lernte ich dich kennen. Bis dahin warst du mir nur Christels Bruder gewesen. . . Aber die Bowle — war sie nicht doch zu stark, Hans?«

Der Knabe lachte verlegen und warf Cornelis einen hilfesuchenden Blick zu.

»Ich war aber wirklich nicht betrunken,« beteuerte er.

Jedes dieser Worte prägte sich Cornelis ein, tief und klar, selbst jede Bewegung, die er dabei machte. Der gute kameradschaftliche Ton, der ihn als Offizier bei seinen Soldaten so beliebt gemacht hat, und sein jugendlich offenes Wesen, das ihm bei seinen Vorgesetzten den mit väterlichem Tone oft ausgesprochenen Beinamen »Der Junge« eingetragen hatte. Aber während all dieser Zeit quälte Cornelis der eine Gedanke, den er nicht verscheuchen konnte: »Wie ist es möglich, dass er hier steht und mit uns spricht, dass er von Dingen redet, die nur er weiß, er, der doch zu Beginn des Feldzuges draussen in Frankreich seinen Wunden erlag? Wie kann er bei uns sein, der doch schon so lange tot ist?«

Aber er wagte die Frage nicht. Er freute sich nur an seiner Gegenwart und setzte sich über all die Unmöglichkeiten hinweg, die ihm doch von Sekunde zu Sekunde bewusster wurden. Er fragte nicht, in einer dunklen Furcht, die Frage könnte seine Rückkehr aus den fremden Gefilden zu einem leeren Nichts machen, zu einer blossen Täuschung. . .

Als Cornelis erwachte, war in ihm ein Gefühl der Bitterkeit, dass ihn nur ein Traum genarrt hatte, dass der Bruder nicht bei ihm war, dass er tot für alle Zeit auf dem Kirchhof zu Sennones lag.

3.

Hans war in die Berge hinaufgekommen. Den Rucksack schwer von Wäsche, Obst und kleinen Leckereien, war er ins Zimmer getreten und hatte Cornelis hinaus ins Freie gerufen, lebenssprühend, gesundheitblühend. Noch lagen die Kameraden draussen in den Hallen auf ihren Liegestühlen, schliefen und lasen, oder trieben kindlichen Unfug. So gingen die beiden allein hinaus, über die Wiesen hin, den Hang zum nördlichen Waldrand hinauf, der sie mit seinen leuchtenden Buchenbeständen schon seit langem gelockt hatte.

DER EIGENE

An Rosenhecken wand sich der Weg hin, durch einen Himbeerwall mit süßen roten Früchten führte er sie, und als sie dann die ersten weit-schattenden Buchen erreicht hatten, senkte er sich wieder dem nächsten Tale zu, lief in einen Grund, darin Erlengebüsch sich hinab zog und durch die Büsche ein Quell rieselte, klar und kristallen rein.

Cornelis blieb stehen und sah sich um, voll Verwirrung. Es war ihm, als erwachte er aus einem Traume. Jede Buche hatte ein bekanntes Gesicht, die Erlenbüsche waren ihm vertraut, den Bach kannte er, soweit er ihn über-sah. Und doch wusste er, dass sein Fuss niemals vorher diese Stelle be-treten hatte, dass kein Tag ihn in diesen Grund hinabgeführt hatte, so lange er das Licht des Lebens trank. Er strich sich mit der Hand über die Stirn, wie man unbewusst den Schleier hinwegzuwischen sucht, der allstündig über dem Erinnern, über dem Wissen, über alle unsere Gedanken hängt, er zermarterte sich den Kopf, ohne doch zu finden, woher ihm alles so vertraut war.

Da sprang der Knabe über den murmelnden Bach, wand sich durch die Erlen die Höhe hinan, die jenseits aufstrebte. Und wie Cornelis ihm nachblickend hinauf sah, bis er droben stand und seine Gestalt sich in scharfer Silhouette vom blauen Himmel abhob, fiel es ihm plötzlich wie Schuppen von den Augen, und die Erinnerung an seinen nächtlichen Traum kehrte ihm zurück.

Auch er schritt den Hang hinauf. Er sah von der Höhe das stahl-gefügte Kreuz und im Dunste den Berg der Geister, den Blocksberg. Er sah die Bergkuppen, die ihm den Blick zur Heimatstadt versperren, und er versank in den Strom, der aus dem Verborgenen plötzlich ans Licht des Tages getreten war . . .

Da hörte Cornelis wie aus weiter Ferne seinen Namen rufen.

»Cornelis! . . .«

Und eine Hand legte sich auf seine Schulter.

Er war es nicht, den er des Nachts hier getroffen hatte, der nicht mehr unter den Lebenden weilte, der fern an der Mauer des Kirchleins von Sennones von Blut und Leid ausruhte, aber doch einer, der in jener Nacht bei ihm gestanden hatte, den er mit Freude begrüssl hatte, wie einen lieben jüngeren Bruder.

»Es ist so seltsam.« sprach die jugendliche Stimme. »Ich war hier noch nie und kenne doch das alles schon.«

»Auch du?«

Klang seine Stimme denn erschreckt? Der Knabe sah ihn voll Ver-wunderung an.

»Ich hab davon geträumt.« sagte er schlüssig.

Da ergriff Cornelis seine Hand.

»Erzähl es mir kurz, Hans. Was träumtest du?«

»Mitten in der Nacht war es mir, als ob ich erwachte. Ich sah unter mir das Land hinschwinden, Felder um Felder, und dann den Wald. Ich wusste, dass ich auf dem Wege zu dir war . . . Dann schritt ich durch Tannen . . . und sah diese Höhe . . . Dort drüben trat ich aus dem Walde. Und du standest hier — und neben dir Fritz.«

Cornelis ergriff ein jäher Schwindel, ihm war, als kreiste die ganze Welt um ihn.

»Und er sprach zu dir von jener Geburtstagfeier, an der er dich kennen lernte?«

»Ja — aber woher weiss du das?«

»Habe ich denn nicht an dieser Stelle gestanden und jedes Wort in mich aufgenommen, das ihr spracht, war ich nicht bei euch, wie ich jetzt bei dir stehe, stand ich nicht schon bei Fritz, als du kamst?«

»Du hast das Selbe geträumt wie ich?« — — —

O Welt, wo ist Wahrheit, wo ist Traum?! Er schritt auf den verbor-genen Wassern, auf denen wir alle gleiten, ohne es zu wissen. Drei Seelen trafen sich um Mitternacht, eine Seele, die frei dahin ging, von dem zwei-

FEIER

ten Leben wir nichts erforschen können, von deren Sein nur ein Ahnen spricht — zwei Seelen, die aus dem Schacht, in den sie niedertauchen, eine Handvoll Wasser der Erkenntnis schöpften und mit emportrugen an das Licht des Tages . . .

Seit jener Stunde wandelte Cornelis oft über Asphodeloswiesen, schaute aus und sah jene Gestalt sich nähern. Eine Frage hatte er verlernt, zu denken: Wie ist es möglich? . . . Er schritt nur stumm an der Seite des Bruders hin und lauschte, wie er ihm von dem Leben der Anderen erzählte, von den Dingen, darin das Rauschen der Brunnen ist, die tief im Verbor-genden durch die Nächte plätschern.

FEIER

VON F. B.

Da wir am Abend stiegen auf den nahen Berg,
Barg meine Hand sich ängstlich vor der Deinen.
Tief unten lag die Stadt, der Kirchturm schien ein Zwerg
Und alles nur ein Wust von Dunst und Steinen.

Traumdunkel wuchs empor — verfallen war ich Dir,
Dem fernen Glück, das ich zu fassen meinte,
Und aus den Sternen glühend brach die Kniee mir
Die erste Nacht, die Dich und mich vereintel

Doch als am Morgen ich mich staunend wiederfand,
Ergoss sich Licht bis in die fernste Weite.
Hell wie am ersten Schöpfungstage war das Land,
Ich sah nicht, dass du gingst an meiner Seite.

Ich fühlte mich von neuer Sonnenglut erweckt
Und von dem Glanze neuen Anblicks trunken.
Nicht dankt ich Dir, dass sich die Erde mir entdeckt:
Ich Auferstandner wusste Dich versunken!

DER EIGENE



HANS WACKER

SELBSTPORTRÄT

DAS TRUNKENE LIED

DAS TRUNKENE LIED

VON RENÉ LERMITE

Lass ganz eng an deine Nacktheit mich schmiegen,
mit geschlossenen Augen an deinen Brüsten liegen,
und küssen und saugen.
Dann weiss ich nichts mehr um mich her.
Glanz blüht auf aus dem Dunkeln, und mitten in einem
Kranze seh' ich es funkeln —
Südliche Küsten enttauchen der Tiefe, und ich sehe, wie
auf Indigowellen teerbraune Segel sich blicken und sich
neigen und wieder stellen.
Mit meinen Armen lass mich deine Hüften umkränzen,
in dir meine Welt begrenzen, und in den Düften mich
betäuben, die deine Haut umlüften und dein Haar durch-
stäuben.
Lass mich die Nägel in deinen Rücken vergraben. Ich
muss dich haben, ich muss mich erlauben nach dem langen
und nicht abzutötenden Nachdirverlangen!
In deinen Schenkeln geh ich unter. Aber bunter noch
als wie zuvor seh' ich zornige Kiele, scharlachrot den
Wasserleib aufschlitzen und überschäumen und das Boot
sich bäumen gegen die Wogen, die es bespritzen und
leckten und sich wieder ermattet strecken.
Und von den Kerlen mit sonnegebräunten Armen und
Beinen, wie die deinen, seh ich die Tropfen fallen, wie
Perlen und Weinen. —
O lass mich doch, o lass mich noch länger an deinen
Brüsten hängen, stumm und immer enger, und deinem
Bluttakte lauschen und meinen Gesängen!

BEGEGNUNG

VON RÜDIGER LAUBACH

Ihr Augen, schön wie Morgensonnen
Und aller süßen Rätsel voll,
Ihr Lippen, Hochverrat von Wonne,
Du Mund, der selig küssen soll,
Ihr Hände, schlank von Lustbegehr,
Besieger stolzer Gegenwehr . . .
Du, überwindendes Verlangen,
Du, schöner Mensch, wo kommst Du her,
Mich überwältigend zu fangen?

Ich stehe wie vom Strahl gebannt
Und überbraust von Blut . . .
Da nimmst Du lächelnd meine Hand
Und bist mir gut . . .

TAGEBUCHBLÄTTER

VON GEORG P. PFEIFFER

III.

(vergl. »Der Eigene«, Jahrgang IX, Heft 1)

EIN WINTERMAERCHEN

Ein trüber Tag . . . ! Langsam sinkt der Abend über die Stadt, dichter schiebt sich das Gewölk zusammen, die Schatten wachsen, und schwer fallen die ersten Regentropfen klatschend ans Fenster . . . Oktober . . . , wie bald kommt jetzt der Winter . . . ! Der Winter, den ich früher so liebte und den ich nunmehr ebenso sehr hasse . . . ! Jetzt liebe ich nur noch die Sonne, die warme, leuchtende, lebenerweckende Sonne . . . !

Ich fange an zu träumen . . . ! Meine gute, alte Mutter kommt, bringt mir in der chinesischen Kanne warmen, duftenden Tee, mahnt mich, immer liebevoll besorgt, »Ich solle mir bei dem schlechten Licht nicht die Augen verderben . . . !« Zum Tee gehört eine Zigarette, ich greife nach der Kiste, die bequem neben dem Schreibtisch steht, wähle eine volle aromatische »flor de Navez« und bläse genüssend die ersten blauen Wölkchen in das dämmerige Zimmer. (Nebenbei: ich bin Kettenraucher, also eine durchaus »unweibliche« Eigenschaft; denn, offen gestanden, alles weibische Getue ist mir verhasst, als Mann fühle ich mich nur als Mann und verachte das feminine, tantenhafte Wesen von Herzen!).

Der Regen trommelt jetzt an die Scheiben; dunkel liegt die Strasse; aus den Nachbarhäusern blitzen die ersten Lichter auf; das Lachen und Schreien der spielenden Kinder unten verklingt; es wird Abend!

Träume kamen im Dunkel gegangen, alte, schöne Erinnerungen, und gern lausche ich dem, was sie mir erzählen . . . !

Meine Studentenzeitz in Strassburg, der »wunderschönen Stadt«, taucht vor mir auf. Jeden Sonnabend im Winter trafen wir uns pünktlich um 3 Uhr am Hauptbahnhof! Mein Freund, der junge wissenschaftliche Hilfslehrer und ein paar Jungen . . . ! Ich kam aus dem germanistischen Seminar, die Andern von der Schule, wir alle im Wanderanzug, warm eingehüllt in Schals und Gamaschen, die wollene Kappe über die Ohren gezogen, dicke Fausthandschuhe an den Händen und über der Schulter die kleinen, leichten Rodelschilder.

So führt uns der vollbesetzte Zug zwischen Arbeitern und Marktfrauen dem Gebirge zu, das blauschimmernd in der Ferne liegt. Der schlanke Münstereturm versinkt im aufdämmernden Abendgrau; über donnernde Brücken, vorbei an den Befestigungen der Grenzwehr, an tief verschneiten, stillen Dörfern, über den Rhein, auf dem das letzte Sonnenlicht rotgoldene leuchtet, immer näher zu den Höhen des Schwarzwalds.

Munter fliegen Fragen und Antworten hin und her; die neuesten Schulwitze werden erzählt, die Erlebnisse der letzten Tage, an denen wir uns nicht gesehen, wie schnell fliegt die Zeit vorbei, und schon sind wir an der kleinen Station angelangt.

Durch den schon halb schlafenden kleinen Ort auf breiter, hart gefrorener Landstrasse gehts aufwärts in den dunklen Winterwald. Nur schmal ist der Pfad; rechts ragen die Tannenbäume unter hoher Schneelast, links rauscht und braust der Gebirgsbach, der selbst im Winter selten zufriert. Elektrische Lämpchen blitzen auf die schimmernden Schneekristalle. Eng beieinander klettern wir bergauf. Mein junger Freund Pierre Lesage, trotz seines französischen Namens ein echter Alemann, blond, blau-äugig, schlank und kräftig, geht mir zur Seite. Rosig sind die Backen unter der weissen Wollmütze, und der graue Sweater, die kurzen Hosen über den Wickelgamaschen, zeigen die schönen Formen des Knabenkörpers. Eine Krähe fliegt

krächzend zur Seite; der Schnee knirscht unter unsren Tritten, hell klingt das Lachen und Plaudern durch die tiefe Stille.

Der Lehrer, mein guter Kamerad auf mancher Wanderung, bei manchem frohen Kneipabend, an der Spitze, neben ihm sein Liebling Georges, auch ein ganz deutsch aussehender Blondkopf, wie so viele Elsässer mit französischen Namen; dann kommt der kleine René, trotz seiner Jugend ein flotter Wanderer und Sportfreund, sein »Pylades«, Eugen von Arnim, an seiner Seite; den Schluss machen Pierre und ich. Manchmal gleitet einer aus, rutscht hin auf der blanken, glatten Schneedecke, und fröhliches Gelächter begleitet jedes derartige Unglück. »Gebt nur acht und haltet euch rechts, sonst segelt ihr in den Bach!« warnt unser Führer und seine Laterne zeigt mahnend den steilen Uferrand zu dem brausenden Wildwasser.

Aber schon lichtet sich der Wald. Im bläulichen Mondlicht liegt schimmernd ein weites, tief verschneites Feld. Ein tiefdunkler Himmel wölbt sich über ihm, von unzähligen Sternen übersät. Und grüssend, lockend, winken im warmen rötlichen Licht die hellen Fenster des »Auerhahns«, unserm Quartier bei mancher frohen Fahrt. Knarrend öffnet sich die alte Türe; im Hausflur stampfen wir den Schnee von den Füssen; aus der Wirtsstube, aus der ein Strom von Wärme und Licht dringt, kommt die dicke gemütliche Wirtin.

»Grüss Gott! Grüss Gott! Ja, seid's denn nicht erfroren? Seid's alle gesund herausgekommen? Und das kleine Buble ist auch dabei?« »Ja, ja, Frau Heusler, das »kleine Buble« ist kein Stubenhocker, der am warmen Ofen sitzt, und sich nicht heraustraut . . . ! Alle sind wir da, und nun Grüss Gott beisammen!« Wir treten in das gemütliche Zimmer, in dem niemand ist außer der Wirtin und dem braungelben Jagdhund, der bellend uns als alte Bekannte begrüßt. Wir schälen uns aus unsren Hüllen, nehmen Platz an dem uralten grossen Kachelofen auf der Ofenbank unter Hirschgebeinen und ausgestopften Vögeln. Wie behaglich sitzt es sich da nach der anstrengenden Wanderung bergauf in Kälte und Dunkel . . . !

Die »Tischordnung« versteht sich von selbst: die beiden Freunde René und Eugen, der junge Lehrer Lambert mit Georges, und Pierre neben mir . . . ! Schon bringt Frau Heusler dampfende, köstlich duftende Eierkuchen und in den Gläsern blinkt, purpur im Licht der Hängelampe, der gute, rote »Affenthaler«. Hei, das schmeckt! Immer neue Auflagen trägt die gute Wirtin herbei, lacht darüber, wie wir einhauen, lässt sich erzählen, was wir in der letzten Woche getrieben, und berichtet von ihrem stillen, einförmigen Leben in dem verschneiten, jetzt fast einsamen Bergwirtshaus, das — gottlob! — kein »Modehotel« ist, in das sich der Strom der Fremden drängt. Nur wir sind hier Stammgäste . . .

Die Zigarren dampfen; auch die Buben rauchen ihre »Zigarettes«, nur eins oder zwei zu dem blumigen Wein, denn morgen heisst es früh aufstehen! Den schönen Wintersontag wollen wir uns nicht verderben durch einen schweren Kopf oder schlechten Magen. Nun gehts ins Bett!

Wir klettern die steile »Hühnersteige« hinauf zum Boden, wo ein paar Kämmerchen für die seltenen Gäste zur Verfügung stehen. Ich teile mein Zimmer mit Pierre. Ehe wir uns schlafen legen, sehen wir nochmals hinaus in die sternfunkelnde Winternacht. Wie leuchtet der Schnee im Licht des vollen Mondes; wie ernst und düster stehen dort die Tannen unter ihrer schimmernden Schneelast; wie ist es hier so still und friedlich! Kein Laut ist hier zu hören; wie verzaubert, weltenfern, liegt das Haus, in dem man nichts spürt von dem Lärm und Hasten und Treiben der Grossstadt . . . !

Reichlich kalt ist es trotz des knisternden Feuers, das die fürsorgliche Frau Wirtin uns angezündet. Der Schein der brennenden Holzscheiter wirft ein zuckendes Licht auf den Fussboden. Schon hat sich Pierre ausgekleidet. Die Kerze beleuchtet seine nackten, schlanken Arme und Beine und das wirre Blondhaar. Eng aneinandergeschmiegt liegen wir da. Von seinem jungen Leib geht ein Strom von Wärme und Kraft aus und macht mein Herz schneller schlagen. Mir ist's, als wäre ich auf einer seligen Insel, wo-

hin kein blöder Menschenhass dringen kann; in dieser tiefen Stille, in dieser heiligen Ruhe findet das unruhige Herz Frieden und Glück . . . Den Kuss der jungen Lippen auf meinem Mund brennend, von einem weichen, kräftigen Arm umschlungen, schlafte ich ein . . .

Das fahle Licht des Morgens weckt uns. Wir springen aus den Betten, machen uns rasch fertig und steigen die Treppe hinunter, treten vors Haus. Hurra! Es gibt einen prächtigen Wintertag! Ein rosiger Schein im Osten verkündet das späte Aufgehen der Wintersonne. Das Licht wird heller, tiefer, purpur brennt der Horizont und wie unzählige Rosen glänzt es auf dem weiten Schneefeld, leuchtet auf den fernen Bergen, während drunter im Tal noch graublaue Dämmerungsschleier weben. Fern ruft ein bimmelndes Glöckchen zur Frühmesse. Nun eilen die Frommen zur Kirche; wir wollen hier in der freien, herrlichen Natur einen »Gottesdienst« halten, der sicher nicht weniger reine, frohe Herzen schafft, als der dort unten in der kleinen Kirche, wo die alten Bauernweiber jetzt mechanisch ihren Rosenkranz durch die Finger gleiten lassen: »Gegrünset sei'st du, Maria voller Gnaden . . .«

Als Pierre und ich aus dem frischen Wintermorgen in die warme Wirtsstube treten, grüßt uns froher Zuruf der Gefährten. Wir schütteln uns die Hände und schon kommt Frau Heusler mit der buntblümten, bauchigen Kaffeekanne, uns herzlich »guten Morgen« wünschend.

»Na, der Kleine ist auch schon wieder munter?! Ja, Büble, hast Du auch so früh aufstehen können? Und willst jetzt auch rodeln mit all den grossen Herren?«

René, das »Buble«, lacht vergnügt die dicke gute Wirtsfrau an. Er ist so frisch wie immer; seine Augen glänzen und die rosigen Wangen glühen voll Freude und Erwartung. Sein älterer Freund und Beschützer, Eugen von Arnim, klopft ihn väterlich auf die derben, nackten Knie und freut sich, dass das »bébé« so gut geschlafen. »Ich habe ihn aber auch in die Arme genommen und warm in die Decke gewickelt. Er hat sicherlich nicht gefroren, n'est-ce-pas, gosse?« René nickt strahlend.

Wie schmeckt der gute, heiße Kaffee, die feine Milch, das echte Bauernbrot mit Butter und Honig . . . Aber die Jungen eilen und drängen; sie können es kaum erwarten, und wir »Alten«, die wir gern behaglich langsam gegessen und getrunken hätten, werden getrieben und gequält, bis wir das letzte Stück Brot, den letzten Schluck Kaffee hinuntergewürgt und geschüttet haben und es endlich hinausgeht, hinaus auf die feste, in der Sonne glitzernde Schneebahn.

Und nun kommt das eigentliche Vergnügen, zu dem alles Andere nur »Ouverture«, nur Einleitung war . . . Zwei und zwei sitzen wir auf den kleinen Schlitten, eng aneinander geschmiegt, sausend geht es den steilen Hang hinunter und dann langsam, mühsam, den Schlitten nachziehend wieder herauf zur Abfahrtsstelle . . .

Helles Jauchzen und Jubeln . . . Lachen, wenn zwei schlecht gefahren sind und umstürzen, sich im blinkenden, stäubenden Schnee wälzen, und weiss überpudert aus dem kalten »Grab« hervorkriechen! Pierre lässt sich nicht die Ehre nehmen, als Steuermann das leichte Gefährt zu lenken. Ich schlinge die Arme um den jungen, schlanken, warmen Leib; zuweilen wendet in sausender Fahrt der Junge mir sein frisches Gesicht mit den lachenden Blau-Augen zu, strahlt mich an und ich nicke ihm zu: »Mein Liebling, mein guter, einziger Junge du . . .! Wie ist das schön . . .! Dies sausende, brausende Fahren zu zweit, Körper an Körper . . .!«

Eine blau-schwarze Wand, die Äste mit schimmernden Schneelasten bedeckt, stehen die Tannen neben der Bahn, die sich in der Wintersonne hell leuchtend vor uns dehnt.

Fern ragen die Berge, fast die Augen blendend, im Mittagsstrahl, tiefblau der Himmel, und drunter, im Schatten verschwimmend, das Tal, die Ebene; das ist die Welt mit ihrem Hass und Neid! Hier oben ist Freiheit,

* »gosse« frz. Dialekt: »Kleiner«.

Seligkeit . . . ! Wie fliegen wir hinunter; wie schön gehts Seite an Seite wieder hinauf zur Höhe, schon träumnd vom nächsten Abfahren . . . ! Wie glühen die Backen, wie leuchten die Augen, wie dehnt und streckt sich jeder Muskel, wie schäumt das Blut jugendfrisch durch die Adern . . . !

Zwei Ski-Läufer kommen vom Belchen, sausen an uns vorbei, rufen uns ein frohes »Heil!« zu. Schon sind sie weiter talwärts verschwunden. Nach dem schnell eingenommenen Mittagessen, bei dem ein gutes Glas »Durbacher« wärmt und neue Kraft gibt, geht es wieder hinaus. Unermüdlich sind die Knaben; und auch uns schenkt der herrliche Tag Jugendlust und Jugendmut! Arme Kerle, die jetzt in der Universitätsstadt sitzen in rauchiger Kneipe, einen Schoppen stumpfsinnig nach dem andern hinunterschüttend — oder bei käuflichen Weibern Zoten reissen und sich als »Männer« fühlen. Ich beneide sie nicht . . . ! Nur viel zu früh kommt der Abend! Die Sonne sinkt, ein riesiger rotgoldglühender Ball, im Westen über dem Tal, das von den bläulichen Abendschatten durchwogt wird. Ein Purpurntanz, strahlend und leuchtend, legt sich über die Schneefelder. Die Tannen zeichnen ihre dunkle Silhouette gegen den feuersprühenden Himmel, werfen blauschwarze Schatten auf die schimmernde Rodelbahn. Am lichten Himmel glimmt der Abendstern auf, erglänzt heller und heller von dem allmählich dunkler werdenden Horizont, auch der Mond tritt aus den silberweissen »Lämmerwölkchen« und wirft seinen fahlen Schein auf die Rodelbahn.

»Es wird Zeit!« ruft unser Freund, der junge Lehrer. »Nun noch einmal mit Schwung hinunter und dann . . . ade, ade, geschieden muss sein!« Noch einmal sausen die kleinen, leichten Schlitten talwärts; wie zum Abschied presse ich nochmals fest den schlanken kräftigen Knabenkörper an mich und leise flüstert er mir während der sausenden Fahrt zu: »Nächsten Sonnabend kommen wir wieder hierher und morgen . . . gelt? . . . dann holst du mich an der Schule ab . . .!« Wie ein Trost soll es klingen; der gute Junge weiss, dass mir der Abschied von den freien fröhlichen Bergen mit ihrem herrlichen Leben voll Jugendlust sehr schwer wird, schwerer noch wie ihm und seinen Kameraden . . .

Unwillkürlich hat sich unsere Fahrt verlangsamt. Da ruft es hinter uns her: »Hurra! Wettrennen! Wir besiegen euch!« Eugen und der kleine René haben uns eingeholt und drohen nun, mit kühnem Schwung dicht am Rand der Bahn hin uns zu überholen. Da erwacht in Pierre der Ehrgeiz! Seine Augen leuchten hell zu mir herüber, dann saust er, sich rasch abstoßend, haarscharf am Abhang um den anderen Rodelschlitten herum und wie fliegend brausen wir hinunter in das dämmerige Grau . . . ! Schon sind wir nah am Ziel . . . ! Schon lacht Pierre triumphierend zu mir zurück . . . ! Da . . . , er hat nicht genau acht gegeben, als er sich zu mir zurückwandte, . . . kippt das schwanke Fahrzeug um und wir liegen beide im aufstäubenden Glitzerschnee . . .

Schnell haben wir uns aufgerappelt. Kein »teures Glied« ist gebrochen, Gottlob! Wir stehen, weiss wie Schneemänner, am Wegesende, sehen lachend, mützenschwenkend, Eugen und René, meinen Freund, den Lehrer, und Georges, heransausen . . .

»Nun aber aufwärts und heim!« lautet die Parole. Die Schlitten werden bergauf gezogen. Im »Auerhahn« dampfen schon die Speckkartoffeln, der köstliche rohe Schinken, im Schein der Lampe auf dem Tisch. Auch für den rotfunkelnden »Affenthaler«, der in bauchigen Gläsern blinkt, hat die gute Frau Heusler gesorgt; zum Abschied duftet vom Herd ein köstlicher Glühwein . . . !

»Dass Sie was Warm's kriegen für den bösen Heimweg! Der wird bös kalt werden . . . ! Jesses, wenn uns nur das Buble nicht im Schnee stecken bleibt . . . !« Aber das »Buble« lacht so fröhlich die alte dicke Frau an, seine Augen leuchten so hell und die Backen glühen so rot . . . , da hat es keine Gefahr . . . !

»Ade! Grüß Gott! Kommens bald wieder! Und dass Ihr nur gut heimwärts kommt . . . !«

DER EIGENE

Der Schein von Frau Heuslers Laterne fällt rotglühend auf das bläuliche Schneefeld, bis uns der dunkle, schweigende Tannenwald aufnimmt. Ein letzter Abschiedsgruss klingt zu uns herüber. Munter, durchwärm't von Essen und Trinken, und trotz der Anstrengung des Tages noch ganz frisch, stampfen wir talwärts. Mein Freund, der Lehrer, hat sich seine Shagpfeife angesteckt, ich rauche meine dicke Zigarre, auch die Buben »flammen« ihre »Zigarettes«. So ist's bei Elsässerjungen Sitte, und niemand, vor allem nicht die Eltern, finden was dabei . . .

»Vorsicht!« Eine elektrische Lampe flammt vorn auf. Lambert macht den Vortrab, ich, ebenso mit der kleinen Laterne bewaffnet, die Nachhut. Unter Lachen und Schwatzen und Singen gehts der Heimat zu. Einer hinter dem andern, denn rechts droht der Bach, der in der Tiefe, trotz Winterfrost, noch nicht zugefroren schäumt und braust; auf der andern Seite aber kann man sich bös an der Felswand anschlagen, wenn man nicht die »goldene Mittelstrasse« wählt.

Die ersten Lichter der Station blinken rot, grün und golden durch das Dunkel. Schweigend liegt der kleine Ort; hier und dort sieht man durch die unverhängten Fenster eine Familie friedlich am Tisch beisammensitzen! . . . Der Schnee knirscht und knistert; wie Glöckchen klingeln die Eiszapfen im tiefverschneiten Winterwald beim Hauch des Nachtwinds, der von den Bergen kalt herniederbraust . . . Nur wenige Passanten sind auf der kleinen Station.

Ein paar Bauern, die wohl mit Frau und Kind Verwandte besucht haben, zwei junge frische Wandervögel, den schwerbepackten Rucksack auf dem Rücken, ein »Brettleshupfer«, wie der Schwarzwälder die Schneeschuhfahrer nennt, und wir. Nun keucht bimmelnd und läutend das »Bähnle« heran, mit dem Klang der Glocke Mensch und Tier vor seiner »sausenden Fahrt« warnend. Wir klettern in ein leeres Abteil, in dem eine dumpfe, warme Luft ist, stark nach den qualmenden Petroleumlämpchen riechend, die hier die üppige Beleuchtung darstellen. Der Schaffner brüllt sein »Fertig« und rasselnd geht es vorwärts.

Durch den dunkler und dunkler werdenden Abend fährt nun unser Zug der Heimat zu. Wir plaudern von den schönen Stunden, die hinter uns liegen und machen Pläne für den kommenden Sonntag! Da soll es wieder heißen: »Hinaus in die Ferne!« René ist nun doch müde geworden und eingeschlafen. Er legt den rosigen Blondkopf an Eugen von Arnims Brust. Aber Georges und Pierre sind noch munter; der hübsche Junge mit den hellen lachenden Augen drückt mir heimlich mehrmals die Hand und versichert: »Fein war's, Alterle! Ganz fein!« »Ja, fifi, wenn Du dabei bist, ist's immer schön!« »Aber jetzt hast Du nix fürs Examen gearbeitet.«

»Das macht nichts! Morgen geht es mit doppelter Kraft an die Arbeit! sonst schimpft der teure Karl Johannes Neumann!« Er kennt meine Antipathie gegen diesen »Oberbonzen« der verehrlichen Strassburger Professorenschaft und lacht: »Ich verrate es ihm einmal!« »Na, warte nur, gosse . . . !« Der junge Lehrer und sein Liebling Georges aber sitzen still Hand in Hand und träumen hinaus in die Dunkelheit, aus der zuweilen Lichter blinken, über der ein prachtvoller Sternenhimmel in seiner Majestät prangt.

Endlich sind wir da! Die Buben fahren nach herzlichem Abschied mit den verschiedenen »Trams« heim. Lambert und ich aber wandern noch zum »tiefen Keller«, um bei schäumendem Hofbräu und einem Sardellenbutterbrot, der Spezialität des Hauses, die schönen Erlebnisse nochmals im Geiste vorbei ziehen zu lassen, »verklingend so des Tages Lieblichkeit«, wie der bewunderte Lieblingsdichter meines Freundes so schön sagt . . .

* * *

Längst ist die Zigarre ausgegangen. Ich fahre aus meinen Träumen auf, die mich so lange eingesponnen. Alte Zeiten! Wie sind sie heute so neu-lebendig vor mir auferstanden!

MIT ALLEN WAFFEN

Wie recht hat doch der Turnvater Jahn: »An lieblichen Erinnerungen, seligen Gefühlen, würdigen Gedanken und huldvollen Augenblicken überladet sich Keiner!« Gottlob, ich habe sie: »Diese lieblichen Erinnerungen, diese seligen Gefühle«, und sie machen mir den grauen Arbeitstag licht und froh! Und die Gegenwart lacht ja auch noch immer, noch gibt es rote Lippen zum Küssen, schlanke, schöne Leiber zum Umarmen . . . ! Drum: »fort mit den Grillen und Sorgen!« Aufspringend zünde ich das Licht an und schiebe mir die Bogen und Bücher der Arbeit zurecht. Unwillkürlich schaut über all den nüchternen Ernst des Lebens ein hübsches Jungengesicht, braune Augen und dunkle Haare, roter Mund und süsse, bald kluge, bald dumme Worte auf den Lippen, ein Junge, den ich ja morgen um 12 Uhr an der Schule treffen werde . . . ! Jugend und Schönheit vergehen ja nie; wohl dem, der sich ihrer zu freuen versteht . . . !

(Nächste Folge der »Tagebuchblätter«: »Der Gassenjunge«).

* * *

MIT ALLEN WAFFEN

VON WALTHER EHRENFRIED

Mit Geduld und List und Liebe,
Mit Gedanken und mit Worten,
Groll und Schmerzen und Verstellung
Rang ich um den schönsten Preis.

Hier dich lockend, da dich lassend,
Augenblicklich dich umfassend,
Heute keck und morgen scheu —
Mit Musik und Engelszungen
Macht ich mir den kühnsten Jungen
Liebesgläubig, brudertreu!

WORTE

VON WALTHER EHRENFRIED

Worte sind wie leichte Boote,
Die der Fracht gewärtig schwanken;
Heute laden sie betrübe,
Morgen freundliche Gedanken.

Heute kannst du unheilsicher,
Ueber schwarze Wogen setzen,
Morgen auf denselben Planken
Kenteist du mit deinen Schätzten.

Glaube leichten Scherzen heute
Und misstraue Schwüren morgen —
Meinen Küssem glaube immer:
Drinnen liegt mein Herz verborgen!

FANTANG

VON K. F. ZENU

»Gem of the orient earth and open sea,
Macao! That in thy lap and on thy breast
Hast gathered beauties all the loveliest
Which the sun smiles on in his majesty.«
Sonnet to Macao« — von J. Bowring.

O diese köstlichen Schlendertage in Macao!

Um mich von der feuchten Schwüle Cantons und dem Lärm Hongkongs zu erholen, war ich nach dieser ältesten, seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts bis heute in portugiesischen Händen befindlichen, europäischen Niederlassung in Südchina gefahren.

Jeden Morgen genoss ich die helle milde Dezembersonne auf der Praya grande, der schönen breiten, mit uralten Bäumen bestandenen Hauptstrasse, die sich im Halbkreis am Meere hinzieht. Das farbenreiche Bild wird für immer in meinem Gedächtnis haften. Auf der einen Seite die blau-grünen, weisschäumend heranrollenden Wogen der See, auf der anderen die zart blaue und rosa getünchten Häuser mit ihren Loggien und Veranden und Säulengängen. Dazwischen das dunkle Grün der Bäume und darüber im helleren Grün der Monte Guia, mit den sandgelben Festungswerken am Fuss und dem blendend weißen Leuchtturm auf dem Gipfel. Und dazwischen als Staffage eilig zur Kirche trippelnde Portugiesinnen in dunklen Kleidern und riesigen, sie fast ganz einhüllenden schwarzen Kopftüchern, unter denen sie züchtig die Augen zu Boden schlugen; auch darin, wie im Aeusseren, Nonnen gleichend. Oder in fröhlichem Geplauder promenierende Soldaten in enger, blaugrauer Uniform und einem mit wehenden Hahnenfedern geschmückten Hut. Diese beiden, des Morgens auf der Strasse vorherrschenden Typen, machen einem fast vergessen, dass man sich noch in China befindet.

Und dann die schönen, weiten Spaziergänge. Hinauf hinter den Befestigungen und den Kasernen, auf der breiten Strasse, die über Klippen hinführt, an denen die Brandung aufschlämt, mit dem Blick über die weite sonnenübergossene See, in der die chinesischen Dschunken, mit ihren hohen kühnen Segeln schwarz gegen all den Glanz abstachen. Vorbei an den abgezirkelten Terrassen des Parsifriedhofes und noch weit vorüber an der idyllischen Wildnis des mohammedanischen Friedhofes, bis bei einer scharfen Wendung um eine Felswand, die ein kanonenstarrendes kleines Fort trägt, wieder ein anderes Bild sich dem Auge bietet. Statt der wilden Klippen ein prächtiger weissandiger Badestrand und dahinter weites ebenes Kulturland, bis fern am Horizont die kahlen, wildzackigen Berggipfel des eigentlichen Festlandes sich aufbauen. Dann führt der Weg bergab durch einen schattigen Hain an den Strand, und die Umrisse der Porta do cerco, die von oben gesehen kaum zwischen den akantusumhegten Feldern zu erkennen ist, werden deutlicher. Dieses Tor ist in Wahrheit ein Grenztor. Nicht nur, dass es die schmale, kaum 1000 Schritte breite Landzunge beherrscht, die Macao mit dem Festlande verbindet und die hin und wieder überschwemmt das portugiesische Gebiet dann zu einer vollkommenen Insel macht; es trennt wirklich zwei Welten. Denn fast unmittelbar dahinter verliert sich die schöne breite Strasse in den üblichen chinesischen Landweg, der in eigensinnigem Zickzack die Reisfelder umgeht und kaum breit genug ist, dass ihn ein Rickshaw befahren kann; und diesseits die mit geregelten Strassen und freundlichen Häusern und grüssenden Kirchtürmen wirkende Kolonie. Dort nur des Nutzens wegen gepflegte Felder und kahle Berge, hier das Auge erfreuende blühende Gärten und waldbestandene Hügel. An dem Tore prangen stolz die Medaillons mit den Daten der Gefechte für die Unabhängigkeit

Macaos von Canton, dessen Vicekönige das kleine Gebiet wiederholt mit Krieg überzogen. Es ist nur schade, dass die eindrucksvolle einfache Architektur des Baues durch die beiden Mauerflügel rechts und links geschädigt wird, obzwar die zwei wachhabenden Soldaten in der warmen Mittagssonne den Schatten dieser Mauern sicher nicht gern vermisst hätten.

Und wieder andere Bilder trifft das Auge beim Weiterschreiten. Da ist die kleine weinlaubumsponnene Wachtstube, fast am Fusse der auf jähem Felsen malerisch gelegenen Citadelle, am Eingang zur Chinesenstadt, mit dem bis auf die Strasse hinausschallenden Lachen und Lärm, den all die keck blickenden Soldaten übermütig da vollführen; dann die ernste Kirchenruine von Sao Paolo, mit der trotz aller Wetterzerrissenheit immer noch schönen Fassade und dem an blutige Kämpfe und wütende Brände mahnenden, halb verkohlten Kreuz inmitten des schutgefüllten Schiffes; und die Poesie des Camoes-Gartens mit dem Dichterstandbild unter den gigantischen Felsblöcken und all den lauschigen romantischen Plätzen unter den tropischen Bäumen, wo der Unsterbliche in fünfjähriger Verbannung das Epos seiner undankbaren Nation vollendet haben soll.

Und weiter der Volksgarten am Sommerhaus des Gouverneurs, die prächtigen Anlagen und doppelten Doppelalleen der Avenida do Vasco de Gama mit seinem neuen Standbild, die in feierlichem Pomp prangenden Kirchen, kurz all die vielen Orte, die zur Eigenart Macaos gehören und die man in den anderen Städten Ostasiens nicht findet, weil alle diese meist noch jungen Kolonien immer nur Zeit hatten, sich dem allein selig machenden »business« zu widmen. Wie nichtssagend sind die prunkenden Strassen Hongkongs mit ihren Geschäftspalästen gegen die Gassen und Gäßchen Macaos mit ihren bescheidenen Häusern, in denen aber eine Vergangenheit lebt, die von Mut und Ausdauer, ja von Helden und Märtyrern für geistige Werte, nicht bloss für den rollenden Dollar spricht. Das ist der Zauber dieses schon von der Natur so reich bedachten Plätzchens, dass einem aus allen Ecken und Winkeln unvermittelt die Erinnerung an Eroberer und gewappnete Krieger, an höfische Cavaliere in spanischen Wämsern mit klirrenden Degen, an glutäugige kühne Frauen und an allgegenwärtige und allmächtige Priester entgegen tritt — die richtige romantische Gesellschaft für müssige Schlendertage.

Aber — Macao hat auch noch ein anderes Gesicht.

Doch ist nun dieses zweite Gesicht wirklich wert, dass man es als Gegensatz zu seiner idyllischen Schönheit empfindet? Ja, denn es liegt eine böse Leidenschaft dahinter, die Spielsucht. Und so abgedroschen der Vergleich auch ist, so ist er doch so treffend, wie er nur sein kann, wenn man Macao das Monte Carlo des Ostens nennt, da hier wie dort die Natur ihre reichsten, durch scharfe Kontraste sich hebende Schönheiten auf ein winziges Fleckchen ausgeschüttet hat und der Mensch nichts Eiligeres zu tun hatte, als der hässlichsten aller Leidenschaften, der Gewinnsucht und der Geldgier seine Tempel darin zu bauen. Dass das in Macao geübte Spiel — das Fantang — eigentlich uralt chinesisch ist, ist ohne Belang, auch die Chinesen empfinden das Unmoralische des Spiels, deshalb ist es umso betrübender, dass gerade eine europäische Kolonie sich zum Eldorado aller Spielwütigen ausgebildet hat. Freilich sucht man durch wirtschaftliche Bedrängnis der Ansiedlung, seit sie durch Hongkong für den Handel lahm gelegt ist, zu entschuldigen, dass sich die Spielhäuser (die gute Steuerzahler sind) zu einer von dem Namen Macao schon unzertrennlichen Institution ausbilden konnten, aber das ist ja eben der traurige Umstand, dass letzten Endes kein ideales Streben mehr, sondern die Befriedigung einer Leidenschaft allein einen Weg aus dieser Bedrängnis hat finden lassen.

Doch ziemt es mir wohl nicht zu rechten in dieser Sache. Und dann, war ich nicht auch neugierig? Bin ich nicht selbst in diese »Hölle« hineingegangen? Weshalb also entrüstet sein? —

Es war schon nach dem Diner, als ich eines dieser Spielhäuser in der für diese recht bezeichnet gewählten Rua do Felicidade betrat. Man erkennt sie leicht, denn sie sind meist neue oder doch gut in Stand gehaltene Gebäude, mit weitleuchtenden Lampen über der Türe und mit bis in das letzte Stockwerk erheller Fassade, aus deren stark mit chinesischen Holzschnitzereien und Schnörkeln besetzten Fenstern durch farbige Scheiben allerding wenig Licht direkt auf die Strasse geworfen wird. Die Haustür steht weit offen und eine bemalte Bretterwand — ein Windfang — die sich wenige Schritte dahinter befindet, bildet eine Art Vorraum. Unmittelbar dahinter steht der Spieltisch, den eine Schar Chinesen umlagert. In einer Ecke führt eine Treppe in die oberen Stockwerke und oben sieht man, dass diese eine Art Balkon bilden, rund um eine Oeffnung in der Mitte, unter welcher der Spieltisch steht, den man auf diese Weise von oben genau beobachten kann. Im ersten Stockwerk sassen besser gekleidete Chinesen und einige Europäer. Der Raum war blendend ausgestattet, mit Spiegeln an den Wänden, schönen, in Ebenholz geschnitzten Möbeln und Wandverzierungen, und war hell erleuchtet. Ich stieg noch weiter hinauf in den zweiten Stock. Hier war es leer und der Raum nur durch das von unten kommende Licht matt erhellt. Ich trat an die Brüstung und blickte hinunter.

Auf dem mit Tuch überzogenen Tisch unten war ein Quadrat gezeichnet, dessen Seiten mit Nummern von 1 bis 4 versehen waren und auf jeder dieser Seiten lagen Geldstücke oder Zettel, teilweise auch auf den Diagonalen, die von den Ecken des Quadrates aus gezogen waren. An der einen Schmalseite des Tisches sass ein hagerer alter Chinese, mit schwarzglänzendem Käppchen auf dem Kopfe und einem dünnen weissen Bart. Neben ihm lag ein Haufen goldig blitzender Spielmünzen, auf denen er seine Hand liegen hatte, eine dünnflorige, weissgelbe Greisenhand, an der die langen Nägel wie Krallen standen. Man war beim Einsetzen. Von überall kamen Geldstücke, die auf eine der Nummern gesetzt wurden und ein besonderer Diener nahm die kleinen Körbchen in Empfang, die von den oberen Stockwerken an Schnüren herabgelassen wurden und in denen sich der Einsatz befand, mit einem Zettel, auf dem die Nummer bemerkzt war. Inzwischen hatte der alte Chinese eine Handvoll Münzen aus dem grossen Haufen herausgenommen und legte sie vor sich hin. Endlich wurde es ruhig und das Spiel begann. Es besteht darin, dass der Spielhalter mit einem langen Stäbchen, damit er nichts wegescamotieren kann, die von ihm abgesonderten Münzen allen sichtbar zu je vier Stück abzählt. Die Zahl, die die übrig bleibenden Münzen ergeben, hat gewonnen und der Gewinner erhält den je nach dem belegten Platz etwas variirenden Gewinn ausbezahlt. Alle Spieler waren mehr oder weniger aufgeregt und liessen kein Auge von den blinkenden Münzen und dem langen Stäbchen, und der atemlosen Stille folgte unmittelbar nach Beendigung des Zählens ein wirres Durcheinanderrufen und das Klappern der Geldstücke, während die dünnen Greisenfinger die Spielmünzen zusammen scharren, um aus dem grösseren Haufen wiederum eine Handvoll zu nehmen.

Ich wartete noch ein Weilchen, um diesen ganzen Vorgang noch einmal zu beobachten. Da bemerkte ich im Aufsehen, dass nicht weit von mir jemand ein Körbchen mit Einsatz und Zettel über die Brüstung liess und im nächsten Augenblick sah ich, dass es ein portugisischer Soldat war, der sich nur einen Moment lang herüberbeugte, wohl um zu sehen, dass das Geld an der richtigen Stelle deponiert wurde, dann sich aber sofort wieder in den Schatten zurückzog.

Eine richtige Spielratte, dachte ich bei mir, der selbst das sicher ziemlich strenge Verbot seiner Vorgesetzten nicht beachtet, und passte auf, wie die Sache weiter gehen würde. Der Betrag, den der Soldat hinuntergelassen hatte, war ein Dollar, der auf Nr. 3 gesetzt wurde. Nach dem Abzählen blieben 2 Münzen Rest, also verloren. Auch für das nächste Spiel liess er einen Dollar hinunter, der wieder auf Nr. 3 gesetzt wurde. Diesmal blieben 4 Münzen Rest. Auch das dritte Spiel verlor er und beim vierten

Spiel verringerte er den Einsatz auf 50 Cents, wiederum auf Nr. 3. Diesmal gewann er und den Gewinn liess er stehen, um gleich darauf alles zu verlieren. Ein weiteres Spiel machte er nicht mehr, entfernte sich aber auch nicht, sodass ich unauffällig meinen Platz wechselte, um mir den Burschen doch einmal anzusehen.

Er sass ganz zusammen gekauert auf dem Bambusstuhl und hatte das Gesicht an die Ballustrade gedrückt. Diese bestand aus neben einander genagelten Brettern, in denen schnörkelhafte Verzierungen ausgeschnitten waren, durch eine von denen er den Spieltisch beobachten konnte. Er trug einen Tschako, den er weit im Nacken sitzen hatte, dass das volle lockige Haar zu sehen war, das fast sein ganzes Gesicht beschattete. Er sass regungslos nur seine müssig gefalteten Hände krampften sich bisweilen fester auf einander. — Hier also hatte ich eine Illustration zu dem, was ich vordem über Spiel und Spielwut gedacht hatte; ein junger Mensch, der sicher für nichts Anderes mehr Sinn hatte, der vielleicht sein letztes Geld eben verloren und der doch nicht im Stande ist, sich loszureissen, sondern mit gierigen Augen den Gang des Spieles weiter verfolgt. Sicher bewegte ihn nur der einzige Gedanke, weiter zu spielen, und er empfand es wohl bitter, nicht mehr die Mittel dazu zu haben. Und in dem Augenblick ging mir ein in Anbetracht des eben Gedachten direkt ketzerischer Gedanke durch den Kopf, ich traf auf den Soldaten zu und legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Entschuldigen Sie,« sagte ich auf Englisch, »ich verstehe von dem Spiel nichts, wollen Sie einmal für mich spielen?«

Der Soldat fuhr erschreckt herum und starre mich an. Dann stand er auf, trat zurück und grüßte stumm. Er war ein hübscher Bursche, etwas untersetzt, aber kräftig, den die pralle Uniform sehr gut kleidete. In der matten Beleuchtung sah sein Gesicht recht blass aus, doch wurden die schönen, etwas weichen Züge durch einen kleinen schwarzen Schnurrbart und glänzende schwarze Augen ausserordentlich ausdrucksvoll.

»Sprechen Sie kein Englisch?« fragte ich, da er nicht antwortete.

»O ja, etwas,« entgegnete er, indem er sich wohl derweil überzeugte, dass ihn ein völlig Fremder angeredet hatte.

Ich sagte ihm deshalb nochmals, was ich wollte, und holte aus der Tasche eine Zehn-Dollarnote.

»Wollen Sie das alles spielen?« fragte er.

»Das überlasse ich Ihnen, machen Sie es, wie Sie wollen; ich weiss in den Regeln des Spieles nicht Bescheid.«

»Ich werde mit 5 Dollar anfangen,« sagte er bescheiden, »aber ich bin sehr unglücklich heute.«

»Nun, das wird sich ändern, welche Nummer wollen Sie wählen?«

»Ich soll wählen? Nein, das müssen Sie tun.«

»Gut, also Nr. 1 mit 5 Dollar.«

Wir gewannen eine ganze Menge Banknoten. Und so ging das Spiel weiter, unsere Einsätze wurden grösser, wir hatten auch Verluste, aber nach einer halben Stunde mehr als 50 Dollar Gewinn. Das Spielfieber hatte den Soldaten nun scheinbar hitziger gemacht, als vordem, da er mit seinem eigenen Gelde spielte. Mir wurde die Sache aber nachgerade etwas langweilig und ich dachte an Aufbruch. Ich stand deshalb auf, um mich von dem Soldaten zu verabschieden. Das wirkte auf ihn wie eine kalte Douche. Wie von einem Rausch erñüchtert sprang er auf, blickte auf all das Geld, das er in seinen Händen hielt, und reichte es mir hin. In ihm arbeitete etwas, das nicht richtig heraus wollte, bis er endlich, weil ich zögerte, das Geld zu nehmen, sagte: »Herr, Sie haben eine glückliche Hand, bitte, leihen Sie mir etwas Geld.«

»Wenn Sie wollen, behalten Sie, was Sie haben. Sie haben ja gespielt und es deshalb gewonnen.«

Er wusste nicht, was er sagen sollte, jedenfalls war er sehr überrascht, dass mir der Verzicht auf das Geld sehr leicht fiel, während ich mir bei dem Spiel schon vorgenommen hatte, auf den Gewinn zu verzichten und ihn

dem Spieler zu überlassen; — hatten doch die wundervollen Spaziergänge des Tages eine Stimmung in mir hinterlassen, dass ich gern allen mit vollen Händen geschenkt hätte, wenn es in meiner Macht gewesen wäre. Aber er weigerte sich, das Geld anzunehmen, und bat nur um 5 oder 10 Dollar, um sein Glück nochmals zu versuchen.

Und dadurch liess ich mich bewegen, noch ein Weilchen zu warten, bis ich sah, dass sich sein Glück wirklich gewendet und er in verhältnismässig kurzer Zeit gegen 150 Dollar gewonnen hatte. Dann entfernte ich mich still ohne Abschied, da er vollkommen von dem Spiel absorbiert schien.

Draussen war eine wundervolle Nacht. Die Sterne leuchteten an dem klaren Himmel und hinter dem Leuchtturm lag der Schein des aufgehenden Mondes, der selbst noch durch den Berg verdeckt war. Eine milde Brise strich von der See her und bewegte die Zweige der Bäume, als ich langsam an den öffentlichen Gartenanlagen vorüber zur Praya schritt. Dann ging ich am Rande des Wassers entlang und blickte in einer in mir fast plötzlich aufgekommenen, träumerisch sehnsgütigen Stimmung über die vom Monde silbrig überglänzten Wellen.

Da hörte ich eilige Schritte hinter mir. Als ich mich umdrehte, sah ich den Soldaten rasch auf mich zukommen. Verwundert erwartete ich ihn.

»Verzeihen Sie«, sagte er, als er herangekommen war, »ich habe Ihnen das geliehene Geld noch nicht zurückgeben können.«

Ich hatte eigentlich gar nicht mehr daran gedacht, dass ich ihm Geld überlassen hatte, und da in mir immer noch ein gut Teil jener angezogenen Weltweisheit steckt, nach welcher man sich vor seinen Mitmenschen zu schämen verpflichtet ist, wenn man sich dabei ertappen lässt, dass man seinen Vorteil ausser Acht gelassen hat, sagte ich ein bischen betreten: »Aber, das ist doch nicht so eilig.«

»Doch — wo sollte ich Sie später wohl treffen?« antwortete er ganz logisch, »hier — und meinen besten Dank.«

»Bitte, hoffentlich haben Sie noch weiter Glück gehabt.«

»Ja, ich habe genug gewonnen. Ich war sehr erschrocken, als ich Sie nicht mehr sah. Nun freue ich mich, dass ich Sie doch noch getroffen habe.«

»Woher wussten Sie, dass ich nach der Praya gehen würde?«

»Nun das ist nicht schwer zu erraten«, antwortete er lächelnd, »Sie sind Fremder, und da Macao nachts ausser den Spielhäusern nichts hat und Sie kein Spieler sind, so mussten Sie wohl nach dem Hotel zurückgehen und so über die Praya kommen.«

»Allerdings«, sagte ich unwillkürlich ebenfalls lächelnd. »Das ist klar und einfach.«

»Nochmals meinen allerbesten Dank, Sie haben mir einen sehr grossen Gefallen getan.«

»So?«, machte ich, und etwas sarkastisch fügte ich hinzu: »Ihr Gewinn reicht nun wohl auf ein Weilchen für weitere Besuche? Nicht wahr?«

»O, Sie halten mich für einen Spieler, der den Gewinn wieder ver spielt. Nein, mein Herr, das bin ich nicht; ich spielte heute nur, weil ich — er hielt inne und ich wusste nicht genau ob, weil er sich scheute, den Grund zu sagen, oder weil er in der Sprache nicht so voran kommen konnte. Denn alles, was er sagte, kam in einem etwas unbeholfenen, mit portugiesischen Brocken vermischtem Englisch heraus, das im Deutschen garnicht wieder zu geben ist. Doch ich hörte ihm gerne zu.

»Nun?« ermunterte ich ihn deshalb.

»O, entschuldigen Sie, aber ich denke, es ist ganz meine Angelegenheit.«

»Natürlich, ich habe kein Recht darnach zu fragen, obgleich es mich interessieren würde, den Grund zu hören.«

»Wenn Sie solches Interesse daran haben, will ich es Ihnen sagen. Ich brauche das Geld, weil ich Schulden habe.«

»Nun, das soll ja bisweilen vorkommen«, erwiderte ich lachend, »und es ist jedenfalls recht nett, wenn Sie daran denken, so etwas zu arrangieren.«

Nur ist es ein Wenig unsicher, sich gerade durch das Fantang die Mittel verschaffen zu wollen.«

»Ja, das ist wahr, aber ich hatte auf andere Weise nicht Gelegenheit und nicht Zeit mehr, ich werde in zehn Tagen nach Deli auf der Insel Timur versetzt.«

»Wohin« fragte ich, denn ich hatte in dem Moment keine blasse Ahnung, wo diese Insel liegt.

»Timur ist im Archipel, südlich von Celebes; und Deli ist die Hauptstadt des portugiesischen Teils der Insel. Die Garnison ist nicht beliebt, aber man avanciert rasch. Ich bin jetzt Korporal und gedenke in zwei Jahren Unterleutnant zu sein.«

»Gehen Sie gerne in diese unbeliebte Garnison?«

»Ach, ich denke mir das nicht so schlimm. Dienst mache ich gerne und heiss ist es ja hier in Macao auch. Und vielleicht kommt mein Kamerad nach.«

»Ich muss nun hier hinauf, wollen Sie mich vielleicht begleiten und ein Glas Wein mit mir trinken?« fragte ich.

»Ich begleite Sie gerne, aber ich kann Ihre Einladung nicht annehmen. Wir Soldaten sollen nicht die beiden Hotels besuchen, erwiderte er.

»Das ist recht schade«, meinte ich, »wollen wir dann irgend wo anders hin gehen?«

»Ja, wenn Sie noch nicht schlafen wollen, wollen wir noch ein Wenig spazieren gehen, die Nacht ist so schön.«

Ich sagte gern zu, denn es wäre wirklich eine Sünde gewesen, diese wundervolle, milde Nacht nicht zu geniessen.

Wir stiegen langsam den Berg hinan, wendeten uns aber bei dem Hotel rechts, und, wie von gleichen Gedanken getrieben, stiegen wir etwas weiter den steilen Stufenweg nach dem eigentlichen Boa Vista Hügel empor. Der Weg lag im Schatten. Aber von oben leuchtete gespenstisch weiss die auf hoher Säule stehende Marmorstatue der Mutter Gottes im hellen Mond schein herunter und die dunkle Masse der den Hügel krönenden alten Kirche zeichnete sich deutlich gegen den Himmel ab. Unser Gespräch war eingeschlafen, während wir die Steile heraufkletterten, und als wir auf der schönen Plattform vor der Statue standen, nahm das Bild, das sich unseren Augen bot, uns so gefangen, dass wir noch eine Weile stumm standen.

Es war unbeschreiblich schön. Der noch fast volle Mond versilberte mit seinem Licht die ganze Bucht. Das Meer war wie ein blitzender Schleier zu unseren Füssen ausgebreitet, dessen Saum der Halbkreis der dunklen Bäume an der Praya bildete. Die Häuser dahinter schimmerten wie Paläste und schienen von der Höhe gesehen in dem weissen Lichte wie gewachsen. Der Hügel mit dem Leuchtturm stand schwarz gegen den Himmel und trug sein Feuer wie einen Karfunkel als Schmuck. In den Befestigungen zu seinen Füssen zeichneten sich die Kanonen wie feine dunkle Stacheln gegen das leuchtende Wasser ab. Die Chinesenstadt auf der anderen Seite lag fast im Dunkeln, nur durch die gelbscheinenden Strassenlaternen erleuchtet, doch überragt von den im hellen Mondschimmer glänzenden Kirchtürmen. Die Dschunken im Hafen lagen wie eine schlafende Heerde eng an einander gedrückt und steckten ihre leeren Masten dunkel in die helle Nacht. Darüber hinaus lagen die hohen Berge des Festlandes verschwommen im unsicheren Licht, nur die zackigen Konturen hoben sich von dem Sternenhimmel ab. Hinter uns dehnten sich die Felsenkuppen von Macao, dem Ende der Halbinsel, sowie die bizarren Umrisse der beiden vorgelagerten Inseln Taipao und Sao Joao. Da die Helle des Mondes fast unnatürlich war, waren die Schatten umso dunkler, schwärzer, und dieser Kontrast gab der Landschaft etwas derart Reliefartiges, dass sie einen fast unirdischen, vollständig fremdartigen Eindruck machte, von dem wir uns nicht sogleich losreißen konnten.

»Wird es Ihnen nicht leid tun, das schöne Macao zu verlassen?« fragte ich endlich den stumm neben mir Stehenden.

»O ja, es ist schön in Macao, aber es ist gut, weg zu gehen, man kann hier leicht verderben«, erwiederte er.

»Sie haben wohl Ihre Schulden in Gedanken. Nun, da Sie diese ja jetzt bezahlen können, so sollte Ihnen das keine Kopfschmerzen mehr machen«, sagte ich.

»Wahr — ich werde auch keine Schulden mehr machen, aber mein Freund —«

»Sie sorgen sich also um den?« fragte ich verwundert.

»Ja, wir sind sehr gute Freunde. Ich kenne ihn schon von so klein an und da ich schon lange keine Eltern mehr habe, so bin ich in seiner Mutter Haus immer aus und ein gegangen. Er ist ein lustiger Kerl, nicht schlecht, aber nicht sparsam. Er spielt nicht, zumindest aber doch nicht viel. Er trinkt nicht viel, aber er liebt es, andere lustig zu sehen und es selbst zu sein, und da hat er viele, viele Freunde. Manchmal geben sie etwas aus; aber sehr viel mehr gibt er aus, und da habe ich ihm hin und wieder geholfen und so bin ich in Schulden gekommen.« Dies alles erzählte er, ohne mich anzusehen, seine Augen auf die weisse Fläche des Meeres gerichtet, mit halblauter Stimme und so viel portugiesischen Brocken darin, dass ich Mühe hatte, ihn zu verstehen.

»Dann sind es eigentlich Ihres Freundes Schulden, die Sie bezahlen,« konnte ich mich nicht enthalten, zu bemerken.

»Nein —« rief er verwundert und laut, mich plötzlich voll ansehend, »nein, ich habe sie gemacht.«

»Nun ja, ich finde das jedenfalls sehr hübsch von Ihnen, dass Sie Ihrem Jugendfreunde helfen. Und Sie erhalten es sicher bei Gelegenheit zurück.«

»Ich sage doch, ich habe die Schulden gemacht, warum soll er das bezahlen? Wir haben Geld ausgegeben, um zusammen lustig zu sein; er seins, ich meins, und wenn wir nichts mehr hatten, borgte ich.« Es lag etwas in seiner Stimme, als ob er sich wundere, dass eine Sache, die ihm so selbstverständlich schien, anders aufgefasst werden konnte, und es kam mir dabei wie ein warmer Strom an mein Herz. In all dem geschäftigen Hasten und Haschen nach Gewinn, das uns hier draussen allen eignen, einmal ein anderes Motiv, ein Gefühl als Leiter der Handlungen, nicht der Verstand. Ich will nicht sentimental sein und war es auch nicht in jener unvergessenen Nacht. Ich weiss auch, dass Handel seine ethische Berechtigung hat, wie jede Arbeit, aber es ist gewiss ein Zeichen, dass sich der Mensch nicht hinauf entwickelt, wenn in ihm nur Profitgedanken sind, und dazu kommt man an den Handelsplätzen über See nur zu leicht. Und da es nur menschlich ist, alles nach sich selbst oder seiner Umgebung zu beurteilen, so hatte ich natürlich auch hier in dem jungen Soldaten niemals so selbstlose Motive vermutet, wie er sie — scheinbar ohne es zu wissen — in seinen Reden offenbarte. Es war fast Zuneigung, die in mir aufstieg, nicht blos das Gefallen an seiner Unterhaltung und seiner schmucken Erscheinung. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm beide Hände auf die Schultern zu legen und ihm nochmals in seine, in dem Mondlicht wie Kohlen glänzenden Augen zu sehen und zu sagen: »Sie sind ein guter Mensch. Sie haben ihren Freund doch recht lieb, ich wollte, ich hätte auch so einen Freund.«

Da schien es mit einemmal, als ob er sich auf etwas besänne. Während er bisher wie für sich, in seine eigenen Gedanken verloren, gesprochen, klang jetzt aus seiner Stimme etwas wie Verstandesnächternheit. Ganz unvermittelt fragte er: »Weshalb haben Sie mir das Geld zum Spiel angeboten?«

Nun geriet ich allerdings etwas in Verlegenheit, ich wusste wirklich vor mir selber nicht einmal zu sagen, was ich antworten sollte. »Ach, das war eine Marotte,« sagte ich endlich.

»Und warum wollten Sie mir den Gewinn lassen, und warum haben Sie das geborgte Geld nicht wieder gefordert, als ich gewann?« fragte er weiter.

»Marotte, Marotte!« rief ich nun wirklich lachend über seinen Eifer im Inquirieren. »Sicher wollen Sie nun auch noch fragen, warum ich Ihnen angeboten, mit mir ein Glas Wein zu trinken, nicht?«

»Ja,« sagte er ganz ernst, »weshalb das alles? Sie sagen, ich muss von meinem Freund das Geld wieder fordern, also müssen Sie das Geld wieder verlangen. Sie wollen aber das Geld nicht haben, so wollen Sie sicher etwas Anderes von mir.«

»Ich wüsste nicht was. Ich habe kein Recht, irgend etwas zu beanspruchen,« erwiederte ich nun ebenfalls ernst.

»Herr, verzeihen Sie, ich weiss nicht, was ich sagen soll. Sie denken anders und sprechen und handeln anders.« Es lag beinahe etwas wie Hilflosigkeit in der Art, wie er das sagte.

»Nun, das Rätsel ist nicht gross. Persönlich liegt mir an Spielgewinn oder Geld nichts, oder doch nicht allzu viel. Aber so denken, wie ich aus Erfahrung weiss, wenig Leute, deshalb habe ich mich gewöhnen müssen, die Anderen alle nach meiner Erfahrung einzuschätzen, wo es sich um Geld handelt. Ist das so schwer zu verstehen?«

»Und Sie wollen wirklich weder das Geld zurück, noch sonst etwas?«

»Nein, wirklich nicht, beruhigen Sie sich nur!«

»Es ist doch kein kleiner Betrag. Haben Sie wirklich von Anfang an die Absicht gehabt, mir ihn zu lassen?«

»Aufrichtig gesagt, ich weiß es selbst nicht. Das aber weiss ich: wenn ich die Auszahlung des gewonnenen Geldes gefordert hätte und wir hätten dasselbe Gespräch gehabt, wie jetzt — so würde ich mich fürchterlich geschämt haben. Ich schäme mich sogar jetzt schon, dass ich so schwach gewesen bin, nicht darauf zu bestehen, dass Sie den anfänglichen Gewinn, den doch nur Sie hatten, behielten, und bitte Sie, ihn wieder an sich zu nehmen.«

Da lachte er über das ganze Gesicht, dass seine Zähne wie Milchtröpfchen im Mondenschein leuchteten, und sagte, indem er mit beiden Händen eine Hand von mir umschloss: »Sie sind doch auch ein guter Mensch!«

Von dem Gelde wurde aber keine Silbe mehr gesprochen.

Und fast unwillkürlich verliesen wir beide die Plattform und gingen um die Kirche herum nach unten zu. Ueber den steilen Treppenweg gingen wir noch eine Weile auf dem Hügel entlang, um dann links hinter dem Hotel ins Tal zu steigen, ein Weg, der tief im Schatten lag.

O dieser schöne Heimweg! Wie zwei Freunde, die sich schon von Kindheit an kennen, gingen wir neben einander, wie zwei Kinder scherzend und lachend. Und nur, weil wir jeder in dem andern ein Stückchen echten Menschen aufgedeckt, unter dem Schutt der Convention und der Gewohnheit, und weil wir einen gleichen Schlag des Herzens dabei hatten.

ERINNERUNG

VON U. VEEM

Die ihr labtet meine durst'gen Sinne
Und mein Herz entflammt zu keuscher Minne,
Lieblinge von einst, mit mit weichen Wangen,
Welche Wege seid ihr wohl gegangen?

Stellt ihr euern Mann im Weltgetriebe?
Kreist ihr feurig zwischen Hass und Liebe?
Oder sankt ihr längst in ewige Schatten?
Grünen ferne über euch die Matten?

RAUHREIF
VON CHRISTIAN VON KLEIST

Rauhreif ringsum —
Und Mondschein über einer weissen Welt —
Ein Stern aus dunklen Himmeln fällt
In eine Nacht ganz tief und stumm.

Rauhreif ringsum —
Die Sehnsucht, die in Traumesfern wohnt,
Sinkt leise in den weissen Frieden nieder,
Wie Si berhauch von Birken hin und wieder
Im Sammt des Himmels unter blassem Mond.
Und in dem Bilde siehst du kaum betont:
Die alte Stadt, die vielen stillen Dächer,
Gläserne Gärten, die wie Perlenfächer
Sich breiten in ein helles Zauberland.
Und in Demanten und Kristallen glänzen
Myriaden Funken, wie aus Silberkränzen
Und bunten Steinen an dem Brautgewand.

Rauhreif ringsum —
Vielleicht, dass noch ein Ruf aus Waldestieben,
Wo stille Tiere in dem Dickicht schliefen,
Das Schweigen dieser Nacht durchdrang.
Vielleicht, dass aus den Fernen irgendwo
Die Weise eines müden Lieds entfloß,
Als sich zwei Stimmen, die einander riefen,
Ganz tief verschmolzen wie ein Geigenklang.

In jener Nacht hat Dich mein Sinn erkannt.
Im grossen Streben glühte unser Leben
Und musste ganz sich an den Andern geben,
Weil es sich tastend in dem Dunkel fand.

Rauhreif ringsum —
Und Mondschein über einem Glockenspiel. —
Ein Stern aus dunklen Himmeln fiel
In eine Nacht ganz tief und stumm.



OLINDO LOVAEL

IMAGO-WERKSTATT

INHALT:

1. Bacco e Ampelo o Acrato / Florenz - Uffizien
2. Sankt Johannisminne Von Franz Lechleitner
3. Mein Knabe Von Franz Lechleitner
4. Der verborgene Strom Von Eugen Ludwig Gattermann
5. Feier Von F. B.
6. Selbstporträt Von Hans Wacker
7. Das trunkeue Lied Von René Lermite
8. Begegnung Von Rüdiger-Laubach
9. Ein Wintermärchen Von Georg P. Pfeiffer
10. Mit allen Waffen Von Walther Ehrenfried
11. Worte Von Walther Ehrenfried
12. Fantang Von K. F. Zenu
13. Erinnerung Von U. Veem
14. Rauhreif Von Christian von Kleist
15. Olindo Lovael Imago-Werkstatt

